

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

96 (8.12.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. Dezember 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

No. 96.

Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

7.

Unwirsch verweilte Röckeritz in dem Borgemach seines Betters, in dessen Hause er gastliche Aufnahme gefunden, und dem er jetzt Kerkermeister seyn mußte, um von diesem nicht ein Geheimniß verrathen zu lassen, dessen Entdeckung ihn so gut wie seine beiden Mitschuldigen der verdienten Strafe überliefern konnte, wenn die Kunde des Verbrechens in die Ohren des Volkes drang, denn bei dem Mangel jeder geordneten Rechtspflege gehörten Beispiele blutiger Volksjustiz in damaliger Zeit nicht gerade zu den Seltenheiten. Doch nicht diese gräßliche Verletzung der Gastfreundschaft, zu der er gezwungen war, erfüllte ihn mit so großem Widerwillen gegen sein Kerkermeister-Amt, vielmehr war es die plötzliche Gleichgültigkeit gegen den Hauptzweck seines Hierseyns (die Heirath seiner Tochter mit dem Sohne des Rentmeisters), welcher von der durch Dietrichs Botschaft erweckten neuen Hoffnung auf Reichthümer jetzt bei ihm in den Hintergrund gedrängt war. Gern hätte er sich losgesagt von der ganzen Geschichte, wenn's nur angegangen wäre. Er mußte in seinem langweiligen Amte ausharren, bis die Rückkehr des Bürgermeisters ihn für einige Zeit davon erlösen würde.

Mehrere Stunden hatte er so als Lindstädts Hüter zugebracht, als ihn die Jose seiner Tochter um Gehör bitten ließ. Mit geheimem Schrecken fragte er die ganz verstört Eintretende, was es gebe.

„Eure Tochter ist nirgend zu finden, gestrenger Herr!“ berichtete das Mädchen in großer Angst. „Im ganzen Hause hat man sie schon vergebens gesucht! . . .“

„Sie wird ihrer Gewohnheit nach in die Messe gegangen seyn, ohne daß man ihr Ausgehen bemerkte,“ entgegnete Röckeritz.

„Dem kann nicht so seyn, Herr Ritter,“ fuhr die Jose fort, „denn seit Anbruch des Tages harre ich des Fräuleins in dem Borgemach, in welches sie treten muß, wenn sie ihr Schlafkammerlein verläßt. Sie muß noch während der Nacht das Haus verlassen haben . . .“

„Und Das wurdst Du erst jetzt gewahr, da es bald Mittag ist?“ fuhr der Röckeritz auf. „Kümmerst Du Dich so wenig um Deine Gebieterin, nachlässige Dirne? . . .“

„Bernehm, wie's zuzug, gestrenger Herr!“ bat das Mädchen. „Das Fräulein entließ mich am gestrigen Abend zur gewöhnlichen Zeit, und ich legte mich im Nebengemach zur Ruhe, wo ich auch bald einschlief. Es mochte zwei oder drei Stunden nach Mitternacht seyn als mich das Geräusch des Auf- und Zuschließens von Schränken und Truhen weckte, welches in dem Gemach Eurer Tochter ertönte. Fürchtend, dem Fräulein sei Etwas zugestoßen, ging ich hinein und fand sie in voller Beschäftigung, ihre Kleider zu mustern. Gegen ihre sonstige Gewohnheit fuhr sie mich unwillig an und befahl mir, sie allein zu lassen, auch am Morgen nicht früher zu erscheinen, bis sie mich rufen würde. Natürlich gehorchte ich dem Gebot. Als aber heute Morgen Stunde auf Stunde verfloß und ich noch immer nicht gerufen ward, befahl mich eine so große Unruhe, daß ich zuletzt den abermaligen Unwillen der Gebieterin wagte und in ihr Gemach trat. Das Fräulein war nicht dort; auch war ihre Lagerstätte unberührt geblieben. — Gebe Gott, daß kein Unglück geschehen seyn mag! . . .“

„Ein verwünschter Streich!“ tobte Röckeritz, dem sich man-

cherlei Befürchtungen aufdrängten. „Und ich muß hier hocken, um einen Bahnwizigen zu bewachen, den ich nicht verlassen darf! . . .“

„Wollt Ihr nicht die Wacht einem Diener des Hauses auftragen, und lieber nach Eurer Tochter forschen, gestrenger Herr?“ wagte die Jose schüchtern zu bemerken.

„Ich verlange nicht Rath von Dir, vorwizige Dirne!“ fuhr der Ritter sie an. „Eile jezt, mir die Diener hierher zu senden!“

Bald flogen diese nach allen Richtungen aus. Einige mußten in den Kirchen nach Agnes suchen, während Andere auf den Gassen und an den Thoren nach ihr forschen mußten. Auch zum Bürgermeister ward gesandt, damit er eiligst komme und den Ritter ablöse.

Nach und nach kamen indeß die Diener zurück, ohne eine Spur von dem Fräulein gefunden zu haben. Weder in den Kirchen, noch auf den Gassen hatte man sie gesehen, und zum Thore war Niemand hinausgegangen, auf den die Beschreibung der Verschwundenen gepaßt hätte.

Wüthend rannte Röckeritz in dem Borgemach seines Betters auf und nieder, als ein Bote nach dem andern unverrichteter Sache zurückgekehrt war. Nicht um sein Kind, dem ein Unglück zugestoßen seyn konnte, war es ihm zu thun, sondern erschreckte, daß hinter diesem seltsamen Verschwinden Etwas verborgen sei, das verderblich für ihn werden könne, denn ihm war der entschlossene Charakter seiner Tochter wohl bekannt. — Er durfte noch immer nicht von seinem Plaze weichen, denn der Bürgermeister war nicht angetroffen worden, da er in den Rath gegangen war. Und mit jedem Augenblicke war eine verzweifelte That von Lindstädts zu erwarten, dessen Aufregung sich stets steigerte, und der immer ungestümer nach einem Beichtiger verlangte. Röckeritz mußte seinen ganzen Vorrath von Geduld zusammenraffen, um nur auszuharren und dadurch ein neues Unglück zu vermeiden. — Seine Lage war wahrlich nicht beneidenswerth. —

Endlich, es war schon gegen Abend, erschien Schneck. Auch ihn erschreckte die Kunde des Vorgefallenen, doch suchte er sich und seinen Gefährten zu beruhigen, indem er meinte, das Fräulein werde wohl auf eigene Hand einen Besuch bei einem Freunde ihres Vaters unternommen, dessen Beszung unfern der Stadt Berlin lag, und dabei nicht für nöthig gehalten haben, des Ritters Zustimmung zu erlangen, oder Begleitung mitzunehmen. Der in der letzten Zeit öfter an den Tag getretene Eigenwille des Mädchens mache diese Vermuthung sehr wahrscheinlich, um so mehr, da sie erst kürzlich in seiner Gegenwart eine derartige Absicht ausgesprochen habe. — Auch Röckeritz hielt dies endlich für das Wahrscheinlichste, und man beschloß, vorläufig nicht weiter Aufhebens von der Sache zu machen, sondern den morgenden Tag abzuwarten, der auch in noch anderer Hinsicht die Entscheidung bringen mußte.

Der Bürgermeister forschte jezt nach Lindstädts Befinden.

„Es ist mit ihm beim Alten geblieben,“ berichtete Röckeritz. „Er verlangt noch immer nach einem Beichtiger und hat die Speisen, die ich ihm hineingetragen bis jezt noch unberührt gelassen. Die vergangene Nacht muß ihm was Absonderliches gebracht haben.“

„Eitel Narrethei, weiter nichts!“ erwiderte Schneck.

„Doch müssen wir darauf denken, der Sache auf irgend eine Art ein Ende zu machen.“

„Um so mehr,“ fiel der Ritter ein, „als ich schwerlich länger als bis übermorgen hier weilen werde und dann nicht mehr die Bewachung des Kranken mit Euch theilen kann. Der Bote von gestern Abend brachte mir eine wichtige Kunde —“

„Die doch nicht so wichtig seyn kann, als die Betreibung der Hochzeit Eurer Agnes mit dem Otto!“ unterbrach ihn der Bürgermeister. „Ihr wißt, daß Ihr nur in diesem Falle auf das reiche Erbe hoffen dürft, das Euch und Jenen dort im Gemach allein vor gänzlichem Untergange bewahren kann. Ihr müßt also schon so lange hier verweilen, bis der Otto zurückkehrt und die Sache abgethan ist.“

„Meint Ihr?“ fragte Köckerich spöttisch. „Nun, wir wollen sehen, wie das Alles sich noch gestaltet . . .“

Ein lauter, auf dem Gange vor dem Gemach sich erhebender Wortwechsel unterbrach das Gespräch der beiden sauberen Gefährten. Man unterschied die zankende Stimme eines Mannes, der heftig Einlaß begehrte, während die Diener ihm diesen verweigerten.

„Das wird der Fuhrmann des Karrens seyn,“ sagte Schöneck betroffen; „was hat Das zu bedeuten? . . . Laßt den Fremden eintreten!“ rief er nach kurzem Besinnen hinaus.

Es war in der That der Führer des Karrens, mit welchem die vermeintlichen Goldgülden nach Langermünde geschafft werden sollten. Er sah blaß und angegriffen aus; seine Kleider waren mit Straßensoth bedeckt.

„Wo kommst Du her, und was bringst Du?“ fragte der Bürgermeister in höchster Spannung, nachdem er die Thür hinter dem Eingetretenen verriegelt und den draußen weilenden Dienern sich zu entfernen befohlen hatte.

„Verzeiht zuvörderst, gestrenger Herr,“ begann der Fuhrmann mit erschöpfter Stimme, „daß ich Euch in fremdem Hause belästige; aber da ich vernahm, daß Ihr hier wäret, wollte ich Euch die Unglückskunde mittheilen, ehe ich mich an den Rentmeister wandte . . .“

„So sprich doch endlich, wie's denn steht!“ drängte Schöneck, und auch Köckerich gab Zeichen heftiger Ungeduld von sich.

Und nun begann der Fuhrmann die ganze unglückliche Fahrt mit großer Weitläufigkeit zu erzählen, bis ihn der Bürgermeister mit den Worten unterbrach:

„Ist der Rottmeister mit dem Leben davon gekommen? . . . Berichte doch zuvörderst die Hauptsache, statt uns durch unwichtige Nebendinge auf die Folter zu spannen! . . .“

„Mit Verlaub, gestrenger Herr,“ entgegnete der Fuhrmann entschuldigend, „ich gedachte es besser zu machen, wenn ich Euch auf das große Unglück vorbereitete, denn keine Kleinigkeit ist's um das schöne Gold und um die Leute dazu! . . . Die Buschklepper hatten wahrscheinlich geglaubt, die Stadtsöldner würden im ersten Schrecken gleich das Hasenpanier ergreifen, denn sie zögerten eine ganze Weile mit dem eigentlichen Angriff; als sie aber ihren argen Irrthum inne wurden, machten sie endlich Ernst . . . Hier wollet nun gütig bedenken, gestrenger Herr, daß ich nie ein Schwert geschwungen, sondern immer ruhigem Gewerbe nachgegangen bin; was sollte ich also helfen im Kampfe bewaffneter Männer? . . . Wie nun also die Stellmeister endlich herankamen, machte ich mich auf und lief quersfeldein, bis ich endlich einen Busch erreichte, wo ich sicher war, denn hier vernahm ich nichts mehr von dem Getöse des Kampfes. — Nachdem endlich der langersehnte Morgen angebrochen, drängte es mich, zu versuchen, ob ich nichts von dem Ausgange des Straußes erforschen könnte. Vorsichtig folgte ich meinen eigenen Fußspuren und kam dem Ort des Kampfes immer näher. Bald konnte ich ihn erblicken — da stand der Karren noch an seiner Stelle, aber kein Mensch war zu sehen dabei. Ringsum herrschte Todtenstille. Dadurch ermuthigt, wagte ich mich immer näher, bis ich zuletzt den Kampfplatz erreicht hatte. — Großer Gott, was mußte ich sehen! Große Blutlachen bedeckten das Feld

um den Karren, und todte Rosse lagen da, als ob die edlen Thiere gar keinen Werth gehabt hätten. Etwas seitwärts aber, am Fuße des Hügels, sahe ich zwei große Erdhaufen aufgeworfen: einen schmückte ein einfach Kreuz von jungen Baumstämmen, an dem eine liebende Hand einen Kranz von Haidekraut befestigt hatte; der andere besaß gar keine Fierde. Ich zweifelte nicht, daß dieß die Grabhügel der Gefallenen seien; wer sie aber ausgerichtet, vermag ich nicht zu sagen. Im Karren fand ich die Lade noch, doch war sie leer; nicht einen einzigen Gülden hatten die Bösewichte zurückgelassen. Was mich aber am meisten mit Trauer erfüllte, war die Gewißheit von dem Tode des jungen Rottmeisters, denn ich fand seine Pickelhaube im Karren liegend, deren Inneres ganz mit Blut überzogen war. — Mir ward unheimlich an dieser Stelle des Todes; ich betete an beiden Grabhügeln ein andächtiges Paternoster, und eilte dann fürbas, um hierher zu gelangen und Euch die Schreckensmähr zu bringen. Das Entsetzen und die Angst, noch den Stellmeistern in die Hände zu fallen, trieb mich so schnell vorwärts, daß ich jetzt fast athemlos und gänzlich erschöpft vor Ew. Gestrengen getreten bin . . .“

„Die Lade haben die Stellmeister also zurückgelassen?“ wandte sich der Bürgermeister nach einer Pause fragend an den Fuhrmann. „Und sie war leer, ganz leer? . . .“

„Nicht ein Deut war drin zu finden!“ betheuerte dieser. „Der Herr möge mich strafen, wenn ich einen Gülden entdeckt und Euch dieß verheimlichte! . . .“

„Glaub's Dir, denn ich kenne Deine Ehrlichkeit,“ versetzte Schöneck; „es war so auch nicht gemeint . . . Und die wackern Stadtsöldner sammt dem Rottmeister, sagst Du, hätten Alle ins Gras beißen müssen?“

„Leider wird's so seyn!“ erwiderte der Fuhrmann. „Wenn's Einem gelungen wäre zu entkommen, so hätte ich ihn doch auf dem Wege hierher treffen müssen, oder er hätte's Euch schon an- gesagt, wenn er mehr als ich geilt wäre.“

„Das ist freilich ein sehr großes Unglück!“ nahm Schöneck wieder das Wort . . . Hast Du schon in der Stadt davon gesprochen?“

„Ich eilte ohne Verzug hierher, und nahm mir nicht Zeit, unterwegs zu schwagen!“ antwortete der Gefragte.

„Daran hast Du wohlgethan,“ fuhr der Bürgermeister fort, „denn ich mag nicht, daß die Leute früher von der Geschichte reden, bis ich versucht habe, die Räuber ausfindig zu machen und ihnen das landesherrliche Eigenthum wieder abzuja- gen. Bis zum morgenden Abend halte daher reinen Mund, dann aber magst Du den Gevattern Deine überstandenen Fährlichkeiten erzählen . . . Und merk' Dir ja genau, wie's gewesen, denn leicht dürfte Dein Zeugniß einmal gebraucht werden . . . Jetzt pflege in Deinem Hause der Ruhe, und nimm diesen Gülden hier für Deine Mühseligkeiten.“

„O Herr, wie gütig seid Ihr!“ rief der von dem unverhofften Geschenk überraschte Fuhrmann. „Hätte wahrlich nicht gedacht, für solch schlechte Kunde noch belohnt zu werden . . .“

„Was kannst Du dafür?“ warf Schöneck hin. Du meinst also, daß der Iphenplih den Streich ausgeübt hat?“

„Sagte ich Das?“ fragte Jener erstaunt. „Ja, ganz gewiß war's der Iphenplih!“ setzte er schnell hinzu, als er gewahrte, wie sein Zweifel drohende Falten auf der Stirn des gestrengen Herrn erscheinen ließ. — Nach einigen Dankfugungen entfernte er sich. —

„So wäre denn unser Plan glücklich gelungen!“ wandte sich jetzt der Bürgermeister zu Köckerich, sich froh die Hände reibend. „Der Lindstädt braucht nicht mehr zu fürchten, wegen des veruntreuten Goldes zur Rechenschaft gezogen zu werden und dadurch zugleich seinen Otto zu entschuldigen, der nun Eure Agnes ehelichen kann; seinen gefährlichen Nebenbuhler hat er selbst aus dem Wege geräumt. Die Agnes, oder vielmehr Ihr, erhaltet durch die Hochzeit das reiche Erbe, das Ihr freilich mit dem Rentmeister theilen müßt, das aber noch immer groß genug ist,

Eure Schulden zu tilgen und ein Erkleckliches über zu lassen. Ich aber komme zu meinem Eigenthum, das ich Euch geliehen, und dessen ich gar sehr bedürftig bin, sonst hätte ich nicht den Lindstädt dazu vermocht, die Steuern anzugreifen . . .“

„Wolltet nur nicht ein voreilig Triumphgeschrei erheben, Herr von Schöneck!“ warf Röckeritz ein. „Erst das Leichteste haben wir hinter uns; erst wenn der Otto mit meiner Agnes vor dem Altare steht, sind wir am Ziele, und das wird noch sehr schwer halten, denn ich kenne den Eigenwillen des Mädels. Ihr Verschwinden gerade heute will mir nicht als gute Vorbedeutung gelten!“

„Laßt mich nur machen, Herr Ritter!“ sagte der Bürgermeister prahlend. „Eure Agnes, die doch nicht aus der Welt seyn kann, wird sich schon fügen, dafür stehe ich Euch ein!“ —

„Das Beste ist, daß ich mich schon auf andere Art gesichert habe,“ sprach Röckeritz für sich, während der Bürgermeister in Lindstädt's Gemach ging, diesem die erhaltene Kunde mitzutheilen.

„Ich habe Alles vernommen, und weiß, was Ihr mir sagen wollt!“ sprach der Rentmeister mit dumpfer Verzweiflung, ehe Schöneck ein Wort gesprochen. „Es hat Gott wieder gereuet, einem so argen Sünder, wie ich bin, Gnade angedeihen zu lassen; er will, ich soll verdammt seyn dereinst, und ich kann nichts dagegen thun. Es war zu spät!“ —

9.

Dunkel und schaurig war die Nacht draußen. In der ganzen Stadt waren die Lichter verlöscht, und nur selten vernahm man auf den öden Gassen den Tritt eines Menschen. Die Furcht vor der Pest hemmte den Verkehr; Niemand wagte sich hinaus, aus Furcht vor Ansteckung.

In dem kleinen Kämmerlein des Gastwirths Trautmann, welches dieser dem Stellmeister eingeräumt hatte, saßen zu später Nachtzeit noch drei Männer in eifrigem Gespräch. Es waren der Stellmeister Dietrich, der Kronenwirth und der Ritter von Röckeritz.

Mehrere Stunden schon hatte die Unterredung gedauert, und noch immer nicht schien man zu irgend einem Entschiede gekommen zu seyn.

„Was hilft alles Kopfzerbrechen, es muß gehandelt werden!“ fuhr Dietrich auf. „Freilich ist's ein übel Ding, daß uns die vermaledeite Pest zwischen unsere Pläne gefahren ist; allein unser Vorhaben muß dennoch durchgeführt werden, denn sicherlich werden sich die edlen Ritter draußen nicht abschrecken lassen, das so gut und mit vielen Kosten vorbereitete Unternehmen weiter zu verfolgen . . .“

„Das war von vornherein auch meine Meinung,“ sagte Röckeritz. „Nichts bleibt uns weiter, als entweder Du, oder der Meister Trautmann sucht noch in dieser Nacht aus der Stadt zu kommen, mit der Schrift wegen meiner Besizung Schöneckwalde, und eilt damit zu den Ritttern, daß diese wissen, wie sie dran sind . . . Wenn ich hier in der Stadt für das Unternehmen thätig seyn soll, kann ich doch nicht selber hinaus, denn man würde mich nachher nicht wieder einlassen.“

„Ich für meinen Theil bedanke mich schönstens für solchen Auftrag!“ rief der Kronenwirth aus.

„So werde ich's wohl unternehmen müssen,“ begann Dietrich wieder; „zumal dieser Hasensuß hier doch durch seine Dummheit Alles verderben könnte.“

Er stand bei diesen Worten auf und schickte sich an, sein Geschäft zu beginnen.

„Bringt mir ja Bescheid mit von meinen edlen Freunden, wie ich ihnen nun am Besten dienen kann,“ erinnerte Röckeritz.

„Du weißt, daß die Sachen hier in der Stadt ganz anders stehen, als zu der Zeit, da sie Dich her sandten.“

„Freilich habt Ihr den Valentin, auf den wir am meisten rechneten, über Seite gebracht,“ erwiderte Dietrich; „doch werdet Ihr ziemlich Dasselbe thun können, wenn Ihr die bei dem er-

sten Lärmen herbeieilenden Bürger und Söldner irre macht, mit wem sie's eigentlich zu thun haben. Ihr sammelt deren so Viele, als Ihr vermögt, — sie werden einem Ritter, der ihr Anführer seyn will, gern folgen — und führt sie dann in unsere Schwerter. Dies mögt Ihr Euch merken, wenn ich verhindert seyn sollte, wieder in die Stadt zu kommen . . . Du, Trautmann, weißt auch, was Deines Amtes ist. Sobald Du das Geschrei vernimmst, und ich nicht da bin, läßt Du den rothen Hahn lustig flattern.“

„Setz noch einen guten Trunk, Kronenwirth.“ setzte er hinzu; „und dann werde ich's vollführen!“

„Bergiß auch die Strickleiter nicht,“ erinnerte Trautmann, das Beilangte bringend.

„Die habe ich schon unter dem Mantel,“ erwiderte Dietrich. — Noch einmal schärfte er seinen beiden Gefährten Wachsamkeit, Vorsicht und Muth ein, und verließ dann leise und behutsam das Haus. (Fortsetzung folgt.)

Glänzende Fische im japanischen Meere

Aus dem Nürnberger Correspondenten.

Die nordische Biene bringt die Beschreibung einer merkwürdigen Erscheinung, welche ein Walfischfänger, Whales Fisherman genannt, im japanischen Meere hatte, und die sich endlich als eine Unzahl glänzender fliegender Fische herausstellte, von denen einige ins Newyorker Museum gebracht wurden und andere nach Paris in das Naturalien cabinet gesendet werden sollen. Das Schiff befand sich in der Nähe der unter dem Namen Madschifostima bekannten Inselgruppe unter 25 Grad nördlicher Breite und 125 Grad östlicher Länge von Greenwich; das Wetter war stürmisch, das Meer wogte stark und die Nacht war finster. Plötzlich entdeckten die wachhabenden Matrosen vom Backbord aus in der Entfernung eines guten Kanonenschusses etwas, das einer ungeheuren funkenprägenden Woge glich, die mit einem ungewöhnlichen Geräusch auf das Schiff sich zuwälzte und es zu umrircen drohte. Die Wachhaltenden bildeten sich ein, dies seien Dschonken chinesischer und japanischer Seeräuber, die in diesen Meeren sehr zahlreich sind, und machten Lärm. Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck und sah nun ein furchtbares, großartiges Schauspiel: so weit das Auge reichen konnte, schien das Meer in Flammen zu stehen; zuweilen erhob sich daraus mit einem unbeschreiblichen Geräusch ein blendender Streif vielarbiger Feuer, der beim Niederfallen eine oder mehrere eben so bunte als glänzende Garben erzeugte. Beim Anblick einer so unerwarteten Gefahr wußten Capitäne und Mannschaft nicht, was sie unternehmen sollten: sie glaubten jetzt nicht mehr an Seeräuber, vermutheten aber, es sei dies irgend ein vulkanischer Auswurf, und fürchteten, in einen jener schrecklichen Unfälle hineingerissen zu werden, welche in den japanischen Meeren bei den noch nicht ganz erloschenen feuerpehenden Bergen nicht selten sind. Inzwischen näherte sich die flammende Woge, schon war sie nur noch Kabelaumlänge entfernt; sie hofften noch, die Woge werde innehalten, ihre Richtung ändern, — da erscheint eine neue Woge, noch heller, noch glänzender als die vorangegangenen, und fällt auf das Schiff, das sie buchstäblich in Flammen hält. Offiziere, Matrosen, alles ist betäubt, geblendet; als aber der erste Schreck vorüber ist, sieht die Mannschaft, mit welchem Feind sie es zu thun hatte: das Verdeck war mit schimmernden Fischen bedeckt. Die Fische sind, so viel bekannt, noch von keinem Naturforscher beschrieben und haben einige Aehnlichkeit mit unsern Sumpfschrecken: nur statt der vorderen Pfoten haben sie breite Schwimmslossen, nach Art der Fledermausflügel. Der Körper endigt in einen Schwanz oder, richtiger gesagt, in einem Fächer, der sich nach der Wilsfür des Fisches öffnet und schließt und das Geräusch hervorbringt. Mit Hülfe der Schwimmslossen und des fächerartigen Schwanzes erheben sich die Fische zu einer bedeutenden Höhe und können eine gewisse Strecke weit fliegen; ihr Körper ist

graugelblich, mit unregelmäßig gezogenen grünen und orange-farbigem Streifen und mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, welche das ungewöhnliche helle Licht ausstrahlt. Die Matrosen, welche die Fische ohne alle Vorsicht packten, fühlten eine ziemlich starke Hitze. Eine große Anzahl dieser Fische wurde in Glasfäßen gesperrt, wo sie nach einigen Tagen abstarben; bemerkenswerth ist aber, das ihr phosphorisches Licht nicht schwächer wurde, sondern im Gegentheil sich noch zu verstärken schien oder wenigstens, wie der Schiffskapitän versicherte, so schwimmend blieb wie am ersten Tage.

Aus Buddelmeyer's Tagebuch.

+ „Die Preussische Ehre der Demokratie anvertrauen,“ sagt der Hundschauer der Kreuzzeitung, „das hieße, sie in einen Kloak werfen!“ Daraus saßen sich blos zwei Worte anworten, nämlich: „Oller Schweinigel!“ — Eine Schande un ne Sünde is et, des die Presse durch sonne Schmutzereien besudelt wird. Schämen sollte sich son oller Dgenverdreher, der'n lieben Gott alle Nase lang innen Mund nimmt, un vor lauter fromme Redensarten die Puste verliert, schämen sollte sich son oller Mensch, des er mit Schimpfereien un Schweinereien jenen seine Mitmenschen loszieht un die Hälfte des Volks mit Roth bewirft in demselben Augenblick, wo das Volk, das ganze Volk, Hab und Gut und Blut und Leben für's Vaterland zu opfern bereit ist, wo der König selbst sagt, das Volk hat sich wie Ein Mann erhoben! Fui, schäme Er sich was in seinen weiten Hals rin!

+ Kammerbericht. Die Kammern sind schonst in vollen Zange; jede is schon mit einen hohen Präsedenten behaftet, un auch mit ne Portion Sefkeltärs un mit Stöhynejasen un mit'n Bussel. Et is Allens da. Die hohe Erste hat nen Jrasen zum Präsedenten, mit Namen Ritterberg, jeboren in Schlesingen, erzogen uf de rechte Seite. Die hohe Zweite hat nichtsdestoweniger gleichfalls och ebenfals enen Jrasen zum Präsedenten, mit Namen Schwerin, der zwars der Kandidat der Linken is, aber ohne Blutwurscht. Er hat bereits schonst eine Rede jehalten, von Preußen un von Deutschland, un vons Volk wie Ein Mann, un davor haben sie ihm mit viele Bravos jeschmeichelt, aber von's Ries hat er noch nich jesprochen, denn des dickste Ende kommt immer nach.

+ Das Volk hat sich wie Ein Mann erhoben; wenn sich nu noch Ein Mann wie's Volk erhebt, denn kanns losgeh'n.

Miscellen.

X So unangenehm ist selten eine Hochzeitsgesellschaft geführt worden, wie neulich in Königsberg. Braut und Bräutigam hatten kaum das Ja am Altare gesprochen, so lud ein Polizeimann die ganze Gesellschaft, Braut und Bräutigam und die Brautjungfern in die bereit stehenden Wagen ein und führte sie in das Gefängnis. Die Hochzeitskleider waren nämlich alle gestohlen und die ganze Gesellschaft bestand aus Dieben, die man so mit einem Griff faßte.

X An der Reiterstatue Friedrichs des Großen zu Breslau wurde dieser Tage folgender Vers angeheftet gefunden:

Großer Friedrich, steig hernieder,
Und regiere Preußen wieder:
Laß in diesen schweren Zeiten
Unsern Friedrich Wilhelm reiten.

Maritätenkästlein.

© In einer württembergischen Garnisonstadt erhielt ein liederlicher Soldat eines groben Erzeses wegen 25 Prügel und zwar gerade an einem Tage, an welchem er sein Mädchen zu besuchen versprochen hatte. Er schrieb ihr deshalb folgenden Brief: Lieber Schatz! Es thut mir sehr weh, weil ich nicht kommen kann; aber ich bin verhintert worden!

© Vor mehreren Jahren machte bekanntlich die Runkelrübenzuckerfabrik in Ulm so glänzende Geschäfte, daß die Actionnaire kaum ein Procent retten konnten, welches sie überdies mit rühmlicher Großherzigkeit ihrem Buchhalter überließen. Von diesem Gebäude, in welchem jetzt eine rentable Malzfabrik ist, stand nun eines Tages ein Bauer und las an einer dort stehenden Tafel, daß der Eingang in dasselbe Jedermann streng verboten sei. „Sagen Sie einmal,“ fragte er den Dr. S. „können Sie mir keinen Aufschluß darüber geben, warum hier Niemand hinein darf?“ — „Weil in diesem Hause sehr viel Leute unglücklich geworden sind,“ lautete die passende Antwort.

© Ein junger Mensch, der viel Lust zum Studiren, aber kein Vermögen dazu besaß, und daher ein Handwerk erlernen mußte, besuchte einst einen seiner alten Schulkameraden. Da er ihn nicht zu Hause fand, schlug er, in Erwartung seines Kommens, eines von den auf dem Tische liegenden Büchern auf, fand darin einige Banknoten und steckte sie zu sich. Der Andere, welcher die Banknoten bald vermistie, und seinen Bekannten in Verdacht hatte, verklagte ihn bei seinem Beherrn. Als nun dieser seinen Lehrling, nachdem er ihm die Banknoten abgenommen hatte, bestrafen wollte, sagte Jener: „Ich habe keine Strafe verwirkt, weil ich nur befolgte, was mein Schullehrer mir befaß, als ich die Schule verlassen mußte. Mein Sohn,“ sagte dieser zu mir, „schlage fleißig gute Bücher auf, und nimm Alles daraus was du Gutes findest. Da ich nun in jenem Buche nichts Gutes fand, als die Banknoten, so nahm ich sie mit.“

© Ausrede. Ein Banquier hatte einen Thaler an Gerichtskosten zu entrichten. Er gab solchen daher seinem Bedienten, welcher ihn gegen einen falschen, den er gehabt, ausgetauscht, und so dem Richter übergeben hatte. Dieser erkannte den Betrug, und zwang ihn zum Bekenntniß. „Nei!“ rief der Bediente, „hab ich diesen Thaler schon über sechs Wochen vergeblich an Mann zu bringen gesucht. Niemand wollte ihn nehmen, weil er falsch is. Na, so hab ich geglaubt, ihn der Justiz überliefern zu müssen.“

© Je dicker das Buch, je dünner sein Geist! Wenn man die ganze neue Literatur könnte wie Wein einfrieren machen, so würden kaum zwei Druckbogen voll neue Wahrheiten übrig bleiben!

© Bei Eröffnung des Landtags zu R. sprach der aufgeblasene Kammerdiener eines vornehmen Landstandes, dessen Geist eben nicht als der hellste bekannt war, zu einem Kameraden: „Heute komm mit, Peter, in den Reichssaal, heute ist es der Mühe werth, mein Herr wird eine Rede halten.“ „So!“ antwortete Peter kalt, „ich dächte, das Beste, was dein Herr in der Versammlung halten könnte, wäre — der Mund.“

Buchstaben Räthsel.

Meine ersten beiden zwei
Zeigen an, daß ich wohl nöthig sei
In jedem Haus,
Bei jedem Schmaus.

Die andern vier,
Die sind ein Thier,
Dessen Heimathland
Robinson auch fand.

Rehrt uns nun alle sechs
Die obige Worte bilden, von rechts
Zu links, so findet sich gewiß
Ein Nam', ein weiblicher, ohn' großes Hinderniß.

Auflösung des Homonyms in Nro. 95:
Z ä h r e. A e h r e.